

Im Oktober wurde in Berlin das Denkmal für die ermordeten Sinti und Roma eingeweiht. Zeitgleich erschienen die Lebenserinnerungen von Reinhard Florian: »Ich wollte nach Hause, nach Ostpreußen! Das Überleben eines deutschen Sinto.« Sie basieren auf Interviews mit ihm, die für die Shoa Foundation (USA), für das digitale »Zwangsarbeit-Archiv 1939–1945« und das Projekt »Sprechen trotz allem« der »Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas« geführt wurden.

Bis 1940 lebte in Ostpreußen eine große Anzahl Sinti, mehr als sonst im Deutschen Reich. Das ist heute weitgehend vergessen. 1923 wird Florian in Matheningken geboren, »ein kleiner Ostpreuße, doch mit einem schwarzen Gesicht.« Sein Vater war Pferdehändler, seine Mutter Wanderhändlerin. Als er drei war, trennten sich die Eltern, der Vater heiratete eine andere Frau, mit der er weitere Kinder hatte, insgesamt waren es 13 Geschwister. Bis auf den Vater und einen Bruder wurden alle von den Nazis ermordet.

Florian beschreibt in seinen Erinnerungen den ganzen Weg der Diskriminierung, Ausgrenzung, Demütigung, Verfolgung, Vernichtung. Bereits 1935 begann »im kleinen Stil«, was »groß aufhörte«. Anfangs hieß es: »Ein deutsches Kind braucht nicht mit einem Zigeuner an einem Tisch zusammenzusitzen«. Die Ablehnung, die zunächst meist von Lehrern und Eltern ausging, übertrug sich auf die Kinder. »Kein Wunder«, sagt Florian, wenn man ihnen ständig eintrichterte, »haltet euch von Zigeunern fern, das sind alles Diebe und Faulenzer«. Hitlerjungen verprügelten und demütigten ihn. Wenn er später nach dem Krieg Leute jemanden sagen hörte, »ich war zu jung, ich war nur in der Hitlerjugend, das war alles«, wußte er Bescheid. Als er ein Junge war, waren dies für ihn die »am meisten gefürchteten Leute«, die ihn »eingefangen und gequält hatten, wo sie nur konnten«.

Es folgten der Entzug des Gewerbes für die Eltern, Residenzpflicht, Zwangsarbeit in einer Ziegelei für den Vater, für Florian nach der Schule 1937 das Verbot, eine Lehre zu machen. Die Sinti durften ausschließlich in der Landwirtschaft arbeiten – ohne Lohn. Es gab einen »Zigeunerausweis«, Ausgrenzung aus dem öffentlichen Leben, aus Kino, Bussen – überall: »Wir waren freie Menschen, aber trotzdem eingesperrt«.

1942 wird er verhaftet, den ganzen Herbst von einem Gefängnis zum anderen transportiert, bis er schließlich am



Reinhard Florian, im Bild rechts vorn, mit Hut

Eine deutsche Geschichte

Nämlich die des aus Ostpreußen stammenden Sinto Reinhard Florian. Von Sabine Lueken

12. Dezember in Mauthausen landet. »Bereits beim ersten Anblick zitterte ich vor diesen Mauern ... Wie soll ich das einem Menschen von heute schildern?« »Nackt ausziehen, vom ganzen Körper die Haare ab, Desinfektion.«. Wenige Tage danach kommt er nach Gusen, ein Nebenlager von Mauthausen. »Später kam ich noch nach Auschwitz, Stamm-

lager, und Monowitz, Rydultau, Melk, Ebensee. Durch alle diese Lager bin ich durch. Aber keines war so schlimm wie Gusen.«

Hier wurde »Vernichtung durch Arbeit« praktiziert. »Wer eine solche Schule mitgemacht hat, der kennt den Menschen in- und auswendig, der weiß, wozu der Mensch fähig ist«, sagt

Florian. Wenn ein gewisser Punkt der Belastbarkeit überschritten ist, »dann ist es mit der Menschlichkeit vorbei«, auch bei den Opfern. »Wenn es um den drohenden Hungertod geht, dann ist einem jeder gleichgültig. Wir waren praktisch einer des anderen Feind«. Trotzdem galt: »Der Mensch hat immer Hoffnung, sonst ist er tot«.

In Ebensee wird Florian – nach dem letzten »Todesmarsch« völlig entkräftet – von US-Soldaten befreit. Er bleibt noch vier Wochen, weil er zu schwach ist, das Lager zu verlassen. Danach will er unbedingt in die Heimat. In Bayreuth erfährt er, daß er nicht mehr nach Ostpreußen kann, »da ist doch der Russe«. 1953 zieht er dann nach Aschaffenburg, wo er bis heute lebt. Die physischen und psychischen Folgen von Zwangsarbeit und Haft machen es ihm schwer, wieder Fuß zu fassen. Dazu kommt das völlige Desinteresse der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft an den Verfolgten und Überlebenden. Bis heute hat er das Gefühl, daß er unerwünscht sei. Mit niemandem ließ sich das Erlebte teilen.

Eine Entschädigung wird 1955 abgelehnt, da er ein »Landfahrer mit kriminellem Einschlag« gewesen sein soll; eine »Verfolgung aus rassistischen Gründen« wird verneint, die deutsche Staatsangehörigkeit lange verweigert. Florian gilt als Staatenloser. Das Wiedersehen mit dem überlebenden Bruder und mit dem Vater, der in Erfurt lebte, erfolgt so spät, daß sie sich unterdessen entfremdet hatten. Erst in den 90er Jahren gelingt es mit Hilfe des Zentralrats der Sinti und Roma, eine kleine Rente zu bekommen. »Da war ich 71 Jahre alt... Geld braucht man dann eigentlich nicht mehr, das ist wichtig in jüngeren Jahren, wenn man sich etwas aufbauen will«.

Die erlebten Grausamkeiten kann er »nicht ablegen wie ein verschmutztes Hemd«. »Es kann immer wieder losgehen«, sagt er und fürchtet, daß Neonazis heute nur das aussprechen, was viele denken. Am 24. Oktober, als das Denkmal für die ermordeten Sinti und Roma eingeweiht wurde, beschäftigte sich der Innenausschuß des Bundestags mit der Frage, wie man die Anzahl der Asylbewerber aus Serbien und Mazedonien, in der Mehrzahl Roma, verringern könne.

◆ Reinhard Florian: Ich wollte nach Hause, nach Ostpreußen! Das Überleben eines deutschen Sinto. Hg. von Jana Mechelhoff-Herezi und Uwe Neumärker. Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Zeitzeugenreihe, Berlin 2012. 150 S., 5 Euro

TRANSPARENZ. VON WIGLAF DROSTE

Die Inflationsvokabel »Nachhaltigkeit« hat eine Schwester bekommen. Sie heißt »Transparenz«. Wie die »Nachhaltigkeit« zunächst nur von wenigen verlangt, dann aber zügig von allen für alles und jedes gefordert beziehungsweise sogar »eingefordert« wurde, ist ohne die »Transparenz« derzeit nichts mehr zu wollen, zu haben und zu machen.

Politiker vor allem jüngerer Provenienz »machen sich stark« und »positionieren« sich für »mehr«, »völlige« oder sogar »rückhaltlose Transparenz«; es gilt das Gebot der totalen Transparenz. Warum eigentlich? ist eine Frage, die, wie bei jeder anderen Mode auch, zuverlässig versagt. Es ist nun einmal gerade die Transparenz dran als ein Modernität, Aufbruch und Jugend versprechendes Wort, selbst die vielbeschworene »Ehrlichkeit« schwingt da mit, und wenn man die

erst simulieren kann, dann hat man es geschafft.

Groß ist das Interesse an der Transparenz anderer: Was macht der eigentlich den ganzen Tag? Irgend etwas, das ich nicht googeln kann? Es ist aber doch mein Menschenrecht, alles zu wissen, was mich nichts angeht! Für alles, das traditionell vom Klatschjournalismus bedient wurde, gibt es jetzt die »Transparenz«, und die klingt so schön seriös.

Eine grüngurkene Penetranzpolitikerin bekam ein schlechtes Wahlergebnis und wollte sich anschließend bei der Klientel ausflennen? Das ist Transparenz de luxe, wenn nicht Transparenz im Endstadium. Eine, da irrt der Irrtum Gauck, keineswegs »glückssüchtige«, sondern banalitätsversessene Tratschgesellschaft steckt Millionen von Nasen in alles, das sie von sich selbst und ihrem Zustand

ablenkt; das ist Transparenz! Der Wunsch nach Transparenz schnurrt schnell zusammen auf das je schamferrer desto größere Verlangen, anderen beim Herunterlassen der Unterhosen zuzusehen.

Aber in der Politik ist Transparenz doch ein »must«!, rufen ein junger Grüner und eine junge Piratin dazwischen; Transparenz bedeutet die Möglichkeit der Kontrolle! Wir müssen schließlich exakte Kenntnis haben darüber, was jeder verdient, damit wir unser abschließendes moralisches Urteil über ihn fällen können! Wir müssen von jedem alles lückenlos wissen: Welchen ökologischen Fußabdruck hinterläßt er auf Mutti Erde? Trennt er seinen Müll, und wenn ja, trennt er ihn auch richtig?

Eine der Hauptmaximen des Lebens heißt »Erkenne dich selbst«; Faulpelze begnügen sich mit dem Le-

benstagesbefehl »Durchschnüffle alle anderen«. Dem Wunsch nach »Transparenz« klebt hafteremhaft der blockwartmiefige Wunsch an, andere öffentlich für etwas geschurigelt zu sehen, das man für sich selbst privat mit größter Selbstverständlichkeit beansprucht. Der Schrei nach »Transparenz« ist Ausdruck der Begierde nach einer bitte auch »nachhaltig« materiell lohnenden Teilhabe an öffentlicher Doppelmoral, die sich so teuer gibt, wie sie billig ist. Dieses nennt man »transparent«.

Das Gegenteil von »transparent« ist übrigens »opak«, also hermetisch verschlossen. Als ich das Wort »opak« im Feuilleton der FAZ las, notierte ich im Geiste: Opak ist das Okapi, capito? Und der Topkapi-Palast in Istanbul wirkt von außen auch eher opak – also auf gar keinen Fall transparent, und das spricht sehr für ihn.

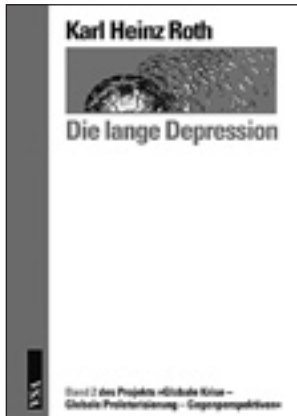
NEU
im jW-Shop



Domenico Losurdo
Der Marxismus Antonio Gramsci
Von der Utopie zum »kritischen Kommunismus« (Aus dem Italienischen von Erdmute Brielmayer/Erweiterte Neuauflage)

In den politischen Diskursen, insbesondere innerhalb der Linken, wird Gramsci hauptsächlich bei strategischen Fragen und Neuausrichtungen »konsultiert«. Das galt insbesondere nach 1989 für die kommunistischen Parteien, das Verhältnis zu den globalisierungskritischen Bewegungen, in den 1990er Jahren für die Einschätzung der Hegemonie des Neoliberalismus und seit 2007ff. für die Zeitdiagnose einer »organischen Krise« (Gramsci).

VSA Verlag, 184 Seiten, 19,90 €



Karl Heinz Roth
Die lange Depression
Band 2 des Projekts »Globale Krise – Globale Proletarisierung – Gegenperspektiven«

Nach einem Rückblick auf die weltwirtschaftliche Entwicklung seit dem Frühjahr 2009 untersucht er die wichtigsten Tendenzen und Profile dieser Depression: Ungleichgewichte und Machtverschiebungen, Reichtum und Armut, die strukturelle Agrarkrise, die Umweltkatastrophen, die neuen Schuldenregime. Krisenmanagement und Regulationsversuche, den Wandel der Mentalitäten und den autoritären Umbau der Regulationssysteme.

VSA Verlag, 288 Seiten, 19,80 €



Bestellungen unter:
www.jungewelt-shop.de